

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 10-11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man kann die Zusammenfügung, die hier nötig ist, nicht durch einfache Teilung des ganzen Bereiches der Kunst zwischen Geist und Leben erzielen. Beide verlangen den ganzen Menschen, beide sind auf ihre Weise absolut und legen sich keineswegs glatt aneinander; die meisten geistig begründeten Widerstreite des Menschenlebens führen sich im Maße ihrer Schärfe auf diesen Sachverhalt zurück. Wo aber jene Zusammenfügung des scheinbar sich Ausschlüssenden einmal uns wirklich begegnet, da hat sie die beglückende Selbstverständlichkeit alles großen Gelingens, und man greift sich an den Kopf, wie man darüber theoretisieren und hadern konnte. So ist's auch in der Schauspielkunst.

Erich Brod.

Bücher Rundschau

Wirtschaftliche Probleme.

Ferdinand Fried: Wende der Weltwirtschaft. Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig 1939.

„Von der Krise des Kapitalismus zu neuen Wirtschaftsformen“ charakterisiert ein Streifband den Inhalt des Buches. Es soll darin versucht werden, „die Möglichkeiten einer künftigen wirtschaftlichen Zusammenarbeit der großen Völker der Erde und die Grundlagen einer völligen Neugestaltung der Weltwirtschaft abzustechen“.

Der Verfasser beginnt daher mit einem geschichtlichen Teil, in welchem er „die große Umwälzung“, d. h. den Aufschwung der modernen Technik, die industrielle Revolution und deren Auswirkungen darlegt. Ein geschichtlich-politischer Teil behandelt den Kampf um die Weltherrschaft, indem er besonders auf die Verteilung der Bodenschätze eintreibt. Ein dritter, programmatischer Teil studiert die Neuordnung der Weltwirtschaft nach den Vorstellungen des Autors.

Eine internationale wirtschaftliche Gemeinschaft setzt, wie Fried darlegt, die „unbedingte politische Vorherrschaft eines Teils dieser Gemeinschaft“ voraus. In der ablaufenden Epoche ist die Pax Britannica, die britische Vorherrschaft, an der Auflehnung des Nationalismus gegen sie gescheitert. Fried erwartet den zukünftigen Fortschritt von der im Gang befindlichen Formation großer Wirtschaftsblöcke in Großräumen. „Die Aufgliederung der Welt in Nationalwirtschaften und Wirtschaftsräume geht unaufhaltsam weiter.“ Gegenüber dem Kapitalvorsprung der kapitalistischen Länder „wie England, Frankreich und Nordamerika, Belgien, Holland, die Schweiz“ haben „die andern, kapitalärmeren Staaten... vor allem eine größere Organisationskunst und staatliche Disziplinierung einzusetzen.“ Naturgemäß werden sich die zu diesen Großräumen gehörigen Länder unter sich fester zusammenschließen, ohne daß infolgedessen der Welthandel aufzuhören brauchte. Fried hofft im Gegenteil, es werde „der immer noch erforderliche Austausch der den verschiedenen Räumen eigenen Güter und Leistungen eine dauerhaftere Grundlage für den künftigen Welthandel abgeben als die frühere freie Weltwirtschaft. Die wirklichen kolonialisatorischen Aufgaben müssen nun erst „durch eine systematische, planvolle und bewußte Kultivierung besonders von Räumen wie Südamerika, Afrika, Innerasien, Sibirien, Australien, die arktische und pazifische Welt begonnen werden.“ „Diese Aufgabe kann nur durch Gemeinschaft und Zusammenarbeit gemeistert werden, durch eine soziale und staatliche Gemeinschaft der großen Völker in sich selbst, durch eine soziale und staatliche Gemeinschaft der Völker in den ihnen zugewiesenen großen Räumen und nicht zuletzt durch eine friedliche und achtungsvolle Zusammenarbeit aller großen Wirtschaftsräume und Weltreiche.“

Das sicher sehr interessante, jedoch in seinen Charakteristiken und Zukunftsvorstellungen keineswegs zu letzter Klarheit vordringende Buch darf als politischer Beitrag zur Frage der Neuordnung gewertet werden. Des Polemischen entbehrt es gerade im programmatischen Teil durchaus nicht.

Otto Weiß.

Von der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft, von Dr. Robert von Keller. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1940.

Die im Frühsommer 1940 erschienene Schrift geht von der Sorge um die Nachkriegszeit aus und wirbt für die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes, der das gesamte Wirtschaftsleben der Nachkriegszeit ordnen soll. „Ebenso verderblich wie das wahllose Durcheinanderstümpfern wäre in der Nachkriegszeit die Ideenlosigkeit.“ Wenn sich Praktiker und Idealisten in gleichgestimmter Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden, sollte nach der Ansicht des Verfassers diese verhängnisvolle Entwicklung vermieden werden können.

Es gilt auf den meisten Gebieten des Wirtschaftslebens und der Sozialpolitik Sofortaufgaben und Aufgaben auf längere Sicht zu lösen. Keller bespricht den Ausbau des Produktionsapparates, die Entfaltung der Außenwirtschaft, die Versorgung des Menschen, das Inflationsgepenst und die Deckung des Finanzbedarfes.

Die Überlegungen, welche die deutsche Binnenwirtschaft betreffen, sind durchwegs realpolitisch und sind von einem tiefen Verantwortungsbewußtsein dem Volksganzen gegenüber getragen. Die Vorschläge für die Neugestaltung der Außenwirtschaft im Rahmen eines Großraumes liegen auf einer andern Ebene; sie sind eng verknüpft mit dem in der ersten Kriegszeit erwarteten Ablauf des Kriegsgeschehens und mit den wirtschaftlichen und politischen Zielen des Dritten Reiches.

Die landwirtschaftlichen Produktpreise in Beziehung zu den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen, von Dr. Ernst Feist. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1941.

Der am 4. Februar 1941 in der Basler Handelskammer gehaltene Vortrag ist durch diese Veröffentlichung weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Das besonders in Handel und Industrie vielbesprochene Problem der landwirtschaftlichen Produktpreise wird vom Verfasser, dem Direktor der Abteilung für Landwirtschaft im E. V. D., einläßlich und sachlich behandelt. Neben statistischen Übersichten über die Preisentwicklung ist vor allem die Begründung der Preiserhöhung aufschlußreich, indem auf Kostenbestandteile hingewiesen wird, die gerne übersehen werden.

Die schweizerische Wirtschaft von morgen, von Albert R. Sebes. Verlag Oprecht, Zürich 1941.

„Demokratisch und doch Planung“ ist der Untertitel der Schrift. Der Verfasser unterbreitet einen Vorschlag für die Neuordnung der Wirtschaft, wobei er dem Bundesrat einen Wirtschaftsrat zur Seite stellen möchte. Die Wirtschaftsverbände, die heute fast ausnahmslos entweder Arbeitnehmer- oder Arbeitgeberverbände sind, sollten in paritätische Berufsverbände umgebaut werden. Jedem Fachverband hätte ein entsprechendes Bundesamt gegenüberzustehen. Den zu Spitzenverbänden zusammengefaßten Fachverbänden würden Abteilungen der Bundesverwaltung entsprechen. In einem Anhang gibt der Verfasser eine Übersicht über die vorgeschlagenen Bundesdepartemente mit ihrer Gliederung und mit der Gegenüberstellung der Berufsverbände. So würden zum Beispiel im Bundesdepartement VII für Verkehr, Kraft und Wärme dem Bundesamt für Brennstoffe folgende Verbände gegenüberstehen: „Verband des schweizerischen Kohlenimport und Großhandels, Schweizerischer Kohlenhändlerverband und Fédération des marchands charbon Suisse romande“.

Nach Sebes liegt die schweizerische Lösung des Wirtschaftsproblems in der heutigen Epoche darin, „die Freiheit des einzelnen Betriebsinhabers zu wahren und trotzdem eine kraftvolle Führung der Gesamtwirtschaft zu ermöglichen“. Der Staat ist in die Wirtschaft und die Wirtschaft in den Staat hineingewachsen. Dadurch sind verschwommene Verhältnisse auf dem Gebiete der Verantwortlichkeit entstanden, die es tatsächlich zu beseitigen gilt. Den Umbau in organischer Weise Schritt für Schritt vorzunehmen, dürfte wohl auf große Schwierigkeiten stoßen und Jahrzehnte beanspruchen. Was der vorliegenden Schrift fehlt, ist eine Auseinandersetzung mit den menschlichen Unzulänglichkeiten. Von den in der Bundesverwaltung und in den paritätischen Wirtschaftsverbänden tätigen Persönlichkeiten feht der Verfasser indessen so viel voraus, daß füglich der Schluß gezogen werden kann, die beanstandeten Mängel ließen sich auch bei der heutigen Organisation weitgehend beheben, wenn verantwortungsfreudige, mutige Männer an die einzelnen Posten gestellt würden.

Sam Streiff.

Jean Peitrequin, Le Canal transhélvétique du Rhône au Rhin. „Pages Suisses“
Cahier No. 3. Kundig, Genève, 1941.

Das schmuck ausgestattete, blaue Heftlein von 30 Seiten Inhalt ist dem Projekt eines schweizerischen Binnenschiffahrtskanals, der vom Genfersee über Neuenburg und Biel zur Aaremündung führen soll, gewidmet. Der Leser wird an Hand von klaren Planstizzen und einigen Photographien mit der Linienführung dieses Schiffahrtsweges vertraut gemacht. Dieser Kanal wird einst den Schlußstein im großen europäischen Flußschiffahrtsnetz bilden, das das Schwarze Meer über die Donau, den Bodensee, den Rhein, den transhélvetischen Kanal mit dem Genfersee, der Rhone und schließlich dem Mittelmeer verbinden würde, wenn die Rhone auf ihrer ganzen Länge vom Mittelmeer bis Genf schiffbar ist und auch die Donau durch einen Stichkanal, der von Ulm nach dem Bodensee führt, mit dem Hochrhein verbunden ist.

Dieses große Werk, das dem Frieden dienen will und geeignet wäre, Handel und Verkehr in ungeahnter Weise zu befruchten, kann nur geschaffen werden, wenn man sich überall tatkräftig dafür einsetzt und mit Energie die Widerstände überwindet, die Zweifler und Kritiker ihm immer wieder entgegensetzen. Der Verfasser appelliert an unsere Tatkraft und unseren Idealismus. Er sucht für diese große Idee neue Freunde zu werben, die mithelfen, das Stadium des Planens hinter uns zu bringen und zu Taten überzugehen.

Hans Blattner.

Über die Fundamentalstruktur des Staates.

Verwirrung, Streit und Zwiespalt im sozialen Leben der Gegenwart nehmen Formen an, die täglich mehr die Menschheit in ihrem Bestande zu bedrohen anfangen. Stand und Gegenstand im menschlichen Zusammen sind in vollem Umfange fraglich geworden. Der Kampf aller gegen alle, den eine wirklichkeitsferne Philosophie an den Anfang menschlicher Gemeinschaftsentfaltung gebannt zu haben vermeinte, droht einer nicht allzufernen Zukunft als Frucht und Ende. Aus solcher Not erklingt die echte Frage. Fast unübersehbar ist die Zahl und Mannigfaltigkeit der Antworten, die je und je dem ungezügeltsten Wirrwarr der Fragen entspringen; größer noch droht die allgemeine Wirrnis dadurch zu werden, und die sichere Orientierung scheint zur Unmöglichkeit geworden. Unerlässlich ist diese aber für ein heilvolles Eingreifen in's soziale Chaos der Meinungen und Praktiken. Der Dank, ein Werkzeug solcher Orientierung im Durcheinander der Fragen und im Streite der Antworten geschaffen zu haben, gebührt in vollem Umfange Dr. J. J. Rindt-Kiefer, dessen Werk: **Über die Fundamentalstruktur des Staates, Theorie der sozialen Ganzheit** im Verlage von Paul Haupt, Bern, erschienen ist. Die Ziele dieses außergewöhnlichen Buches erhellen aus Titel und Einleitung. Durch eine strenge Zucht des Fragens und durch eine verantwortungsbewußte Besinnung in der Entscheidung soll es der Klärung der Geister in Frage und Antwort, der Läuterung der Willen im Fortschreiten zur Tat dienen. Als Richtmaß sozialen Denkens und Handelns gipfelt es nicht in der vergänglichen Anpreisung fertiger Lösungen (die doch immer nur die Geistes-Gegenwart des lebendigen Menschenherzens der konkreten Notlage abringen kann), sondern in der stetigen Aufrufung des menschlichen Gewissens in Gedanke und Tun.

Damit ist auch der Leserkreis des Werkes umschrieben. Spricht es als ein staats-philosophisches Buch zu Philosophen, Juristen und Soziologen, in seiner Wissenschaftlichkeit zum Gebildeten schlechthin, durch seinen Gegenstand aber zu jedem, der sich im sozialen Belange irgendwie angesprochen fühlt, so wendet es sich durch seine letzte Fundierung in der Verantwortung des Einzelnen an alle diejenigen, welche bereit sind, vor der Un-Macht des Gewissensrufes auf eigene Mächtigkeit zu verzichten und im Sozialen, in Wort und Tat, Duldsamkeit zu üben.

Einer weiteren Rechtfertigung bedarf die Herausgabe dieses Werkes wohl nicht; dient es doch als ein Ordnungsmittel im Streite der Meinungen, in echtem Sinne dem Frieden.

Die Wissenschaftlichkeit des Werkes findet eine erste Verbürgung in der klaren Sprache, der Folgerichtigkeit des Aufbaues und der unbestechlichen Zucht des Denkens. Besonders hervorgehoben sei die meisterhafte Verarbeitung und Beleuchtung

eines Schrifttums, das in der Spanne von den Vorsokratikern bis zur jüngsten Gegenwart, eine namentliche Aufzählung von annähernd 300 Schriften aufweist.

Als ein wesentlichster Punkt muß die letzte Fundierung des ganzen Systems im Gewissen angesehen werden. Nicht in verantwortungsloser Transzendenz findet diese Strukturlehre den Fels, auf den sie gebaut ist, sondern im Boden schlichter menschlicher Gegenwärtigkeit: in der Antwort auf den unausweichlichen Anruf des Gewissens. Damit wird nicht nur erkenntnistheoretisch ein wirklichkeitsgemäßer Standpunkt errungen, sondern, was uns ebenso wichtig erscheint: Rindt legt damit ein tätiges Bekenntnis zur Verurständung aller Wissenschaft im Menschen ab. So überwindet er aber auch jenen so verhängnisvoll gewordenen Irrtum einer Gott-verlassenen Wissenschaftlichkeit, die im Anbruch der Neuzeit entfaltet, glaubte, ohne Gott, ohne Mensch und ohne Gewissen auszukommen, und auf deren Spuren heute eine entwurzelte Menschheit immer schauerlicheren Abgründen der Unmenschlichkeit entgegenstürzt.

Unerbittlich ist das Nein der Gewissensstimme gegen alle Unmaßung eigenster Vektlichkeit in Denken und Wollen. Hält das Einhalt gebietende Nein das Werk von jedem Absolutismus fern, so hebt das positive Ja der immer gegenwärtigen Rundgabe des Gewissens es hoch über allen Relativismus empor. Das ewige Streben nach eigenmächtiger Einheitlichkeit findet die Schranke am inneren Forum, wie das Verzagen am Zwiespalt der Welt darin Brücke und Er-Lösung erfährt.

In dieser Weise umfaßt diese kritisch-dialektische, phänomenologische oder ganzheitliche Position Mannigfalt und Einheit der Wirklichkeit. Weber rottet sie in brutalem Einheitswahne alles Widersprechende aus, noch erweitert sie im Verzagen den Zwiespalt. Sie schließt nicht einfach die Augen vor den Gegensätzen: Klar ist vorerst einmal ihr Ja zu den Gegebenheiten. Aber es ist durchaus kein Ja und Amen! Sie bleibt nicht stehen in der Resignation des radikalen Dualisten. Im Wahrheitsstreben und in tätiger Nächstenliebe ist i m u n d d u r c h den Menschen die Möglichkeit der Überwindung dieser Kluft gegeben. Wo das Ich zum Du sein Ja spricht und wo im gemeinsamen Wir das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erwacht, ist die Grundlage echter Gemeinschaft geschaffen.

Aus dieser ganzheitlichen Haltung heraus verbietet sich auch jede Einschachtelung des Werkes in irgend eine der Schulen oder unter irgend einen der allbekannten „Ismen“, noch dürfte man Rindt aber deswegen einen Effektiker nennen. Die ganzheitliche Position ist eine durchaus eigenständige, der wesentlich ist, daß sie die Orte der vorhandenen Theorien und Praktiken bestimmt und im Blick auf das Ganze deren Einseitigkeit und Bedingtheit aufweist. Im Bewußtsein von Aufgabe und Pflicht der wahren Wissenschaft kommt es ihr darauf an, die Grundlagen aller Forschung aufzudecken, welche Suchende immer wieder vor den Gerichtshof innerer Verantwortlichkeit führen werden und Tätige um die Urständung ihres Wollens in der Freiheit und Gewissenhaftigkeit wissen lassen. So dürfen wir es denn auch als die unvergängliche Leistung dieses Werkes bezeichnen, daß der längst geübten Sorgfalt wissenschaftlichen Arbeitens noch, als Grund und Boden, der Geiststand des Gewissens hinzugegeben wurde. Im kühnen Wagnis wurde ausgesprochen, wie alles Wahrheitsstreben in der sittlichen Höhe des Forschers seinen Grund, sein Ziel aber je und je in der Freiheit einer ständig sich verwirklichenden menschlichen Haltung finde.

Solche Haltung durchzieht denn auch das ganze Werk, in Darstellung und Aufbau, in Wort und Gesinnung. In einer knapp gefaßten Prinzipienlehre gibt Rindt Aufschluß über die erkenntnistheoretische Fundierung, über die anzuwendende Methode und über das Verhältnis von Gegenstand und Forschung. Es sei kurz darauf hingewiesen, daß eine Darstellung der Vielfalt des Grundes bis heute in dieser Vollkommenheit noch nie gegeben wurde. Wenn wir sie auch bei den Realisten des Mittelalters (so vor allem bei Th. v. A.) und bei einigen ganzheitlichen Denkern der neueren Zeit bei genauem Hinsehen finden, so verdanken wir die ausdrückliche Darlegung und vor allem auch die Ausarbeitung des Beziehungssystems der Arbeit des Verfassers. Ohne eine sorgfältige Verarbeitung dieser Prinzipienlehre kann man weder ein Urteil über das Buch fällen, noch kann es in seinem tieferen Sinne verstanden werden. Dabei darf auch nicht übersehen werden, daß dies System kein Mechanismus ist, wie denn überhaupt das Buch nicht ein „an und für sich Seiendes“ sein will; es erspart in keiner Weise eigene

Beobachtung, eigenes Denken und eigene Entscheidung, ist es doch nur Nichtstun des Denkens und Wollens für denjenigen, der bereit ist, selber tätig zu werden. Dies allerdings ist durchaus der Freiheit des konkreten Menschen überlassen.

Die Anwendung des 2. Teils liefert uns eine äußerst aufschlußreiche und fundamentale Übersicht über den Gegenstand der sozialen Ganzheit und die bestehenden Theorien. Die Aufdeckung und Klarstellung einer Fülle von Erscheinungen bietet zukünftigen Einzelbarstellungen aus allen Teilen der Rechtswissenschaft wertvolle Einsichten. Trotz Reichhaltigkeit in der Verarbeitung ist durch die klare Struktur, die folgerichtige Entfaltung und die knappe Beschränkung in der Breite zu Gunsten einer grundlegenden Tiefe, Übersicht, Verständlichkeit und Bewältigungsmöglichkeit gewährleistet.

Dem inneren Gehalt entspricht die beherrschte Sprache. Im klaren, gemeisterten Worte kündigt sich ein geläuterter Wille, der Schauende zu einsichtsvoller Betätigung und Tätige zu besonnener Entscheidung aufruft. In der bewußten Sehung des Wortes, in der Urtümlichkeit deutscher Sprache und im steten Gewissensruf, wendet sich die Todeskraft gedruckten Wortes zur Lebensstärke des *logos therapeutikos*: im errungenen Herzensworte.

Die äußerliche Gestalt und die würdige Ausstattung, die das Werk durch den Verlag Paul Haupt erfahren hat, sei noch besonders hervorgehoben. Vermißt wird ein alphabetisches Sachverzeichnis; auch hätte eine klarere Gliederung des reichen Inhaltsverzeichnisses den Wert des Buches noch erhöht.

Gewissenhafte Durcharbeitung des Werkes wird ergeben, daß es seinen Titel zu Recht trägt und daß es nichts verspricht, was es nicht auch hält. Verantwortungsbewußtheit und Duldsamkeit in der Haltung des Verfassers machen das Buch nicht nur zu einem geistigen Genuß, sondern erheben es zu einer sozialen Leistung. Es erfüllt der Verfasser darin ja auch die erste und letzte Bedingung aller sozialen Wirksamkeit, indem er selber voranschreitend, die Lösung zur Tat werden läßt.

Wir sind gewiß, daß dem Buche eine reale und erfolgreiche Wirksamkeit beschieden sein wird, sofern sich ein Leserkreis findet, der bereit ist, eine geistige Anstrengung zu wagen und den Gewissensruf des Verfassers in der Quelle des eigenen Herzens zu lebendiger Tat erstehen zu lassen. Für uns Eidgenossen enthält es Botschaft und Mahnung zugleich. Die unserm Staatswesen innewohnende Einheit in der Vielfalt findet ihre philosophisch-kritische Rechtfertigung in der Aufweisung der dem wahrhaft menschlichen Staate eigenen Struktur. Die das ganze Werk erfüllende Haltung der Zucht und Verantwortung aber weist uns, in der Einfuhr und Besinnung auf den geistigen Ur- und Grundquell unserer Eigenstaatlichkeit, den Weg über die Einsicht zur Tat aus lebendiger Nächstenliebe und damit zur ewigen Gegenwärtigkeit unserer heiligen Eid-Genossenschaft.

Carl Dehslin.

Literarische Selbstversorgung.

Der weihnachtliche Büchermarkt des vergangenen Jahres hat zum erstenmal ganz deutlich die schwerwiegenden Folgeerscheinungen gezeigt, die dieser Krieg auch für das literarische Leben unseres Landes nach sich zieht. Die Hochflut der Neuererscheinungen, die sonst um diese Jahreszeit aus dem Ausland, namentlich dem deutschsprachigen, zu uns hereinzuschlagen pflegte, ist diesmal auffällig ausgeblieben. An ihrer Stelle dominierten die einheimischen Novitäten, und zwar in solcher Fülle, daß der nach Geschenken stöbernde Schweizer mühelos auf seine Rechnung kam. Die Meisten mögen den „Strukturwandel“ des Büchertums kaum bemerkt haben, was der Unternehmungsfreude und Leistungsfähigkeit unserer Verlagsgesellschaften sicher kein schlechtes Zeugnis ausstellt. Dem aufmerksamen Beobachter gibt dieser Zustand dennoch viel zu denken. Es war vorauszu sehen, daß er kommen werde; er wird sich vermutlich noch verschärfen, und er wirft Fragen auf, deren grundsätzlicher Betrachtung wir auf die Dauer nicht ausweichen können. Wir sind auch hier auf uns selber angewiesen, in einem Maß, das sich noch vor kurzem niemand träumen ließ und das dem wohl Sorge machen kann, der weiß, unter welchen Gesetzen sich das geistige Leben eines Volkes, und des unsrigen ganz

besonders, abspielt. Die Verantwortung, die heute auf den Betreuern dieses Kulturzweiges liegt, ist so groß, daß sie nicht ganz dem Einzelnen und seiner mehr oder weniger glücklichen Initiative überlassen werden kann.

Bei vielen unter den neuen schweizerischen Büchern, nicht nur bei den zahlreichen kostspieligen Publikationen aus dem Stoffkreis der schweizerischen bildenden Kunst, haben offenbar die bitteren Zeitumstände zu Gebatter gestanden. Wir pflegen unsern geistigen Hausgarten, den wir plötzlich mit ganz andern Augen betrachten und in seiner bisher eher unterschätzten Nützlichkeit und Schönheit entdecken. Können wir aus ihm unsere Nahrung beziehen, oder laufen wir Gefahr, uns dabei geistig zu unterernähren? Wie lange kommen wir mit dieser Kost aus, und vor allem: wie steigern wir auch hier den Ertrag? Es geht in solchen Zeiten der großen politischen Erregung nicht ohne gewagte Übergriffe und breitspurige Selbstgefälligkeiten ab, getreu dem Wort Gottfried Kellers in der „Urfula“: „Zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgeistern des menschlichen Gemütes, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor“. Das literarische Leben, das sich bei uns unter dem Druck der neuen Kriegskatastrophe abspielt, unterscheidet sich — wie überall — fundamental von den Erscheinungen während des ersten Weltkrieges. Nicht die pathetische Äußerung des Einzelnen, sondern das langsame Vertommen der Person und das unzweideutige Hervortreten des staatlichen Gedankens in seinen verschiedenartigen Aspekten bestimmen heute sein Gepräge, entsprechend der totalen Bedrohung, die unsere abendländische Kulturwelt heimsucht. Da ist die Gefahr groß, daß ehrgeizige Streber diesen Kurs als Konjunktur benutzen und mit seinem Auftrieb im Rücken in die Höhe zu segeln versuchen. Eigentümliche „Tazzelwürmer“, vor denen wir Angst haben müßten, sind uns bisher nicht vor Augen gekommen, aber an Ratten und Mäusen, die sich wichtig machen, zeigt sich allerhand. In der zweiten Nachkriegszeit wird von ihnen nicht viel übrig bleiben.

Doch ist es mir hier nicht um das Grundsätzliche zu tun. Ich habe lediglich ein Häuflein Bücher vor mir, bei deren Lektüre sich unwillkürlich auch solche Gedanken eindringen und das Urteil bestimmen. Darunter befindet sich eine neue Anthologie aus der schweizerischen Literatur. Solche Auswahlen folgen sich seit einiger Zeit auf dem Fuß, und wir haben Grund, uns darüber zu freuen. Ein nicht alltägliches Muster hat in dieser Hinsicht der Basler Emanuel Stidelberger mit seiner mächtigen zweibändigen Sammlung „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ aufgestellt, die dank der verblüffend vielseitigen Kenntnis ihres Herausgebers und dank der reichen Ausstattung Anspruch darauf erheben kann, ein sprechendes Denkmal der Schweiz von heute zu bleiben. Der neueste, von **Albert Züst** stammende Versuch „**bleibendes Gut**, Ausgewählte Stücke der Schweizer Literatur vom Waltharilied bis Spitteler“ (Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1941), hat daneben nicht nur wegen des viel bescheideneren Umfangs einen schweren Stand. Züst will Leben vermitteln, nicht Literaturgeschichte lehren. Die Zusammenstellung der Texte verrät einen guten Kenner, der auch Dinge abseits der Heerstraße sieht. Er glaubt, in vorsichtiger Formulierung, an eine eigentümliche schweizerische Literatur und Kultur. Umso merkwürdiger, daß er sich fast ganz auf das deutschschweizerische Schrifttum beschränkt! Auch macht sich das Unbefriedigende der bloßen Ausschnitte und Kostproben hier stark fühlbar; einzig von Gotthelf ist eine geschlossene kleine Erzählung aufgenommen worden, die allzu sehr als Ausnahme wirkt. Dem Buch haftet bei aller Liebe zum Einzelnen etwas Zufälliges an. Die barocke „Marianische Nachtigall“ des Maurizius von Menzingen oder die Gedichte J. W. Simlers oder gar der Lobgesang des Pfarrherrn Georg Müller zu Thalweil am Zürichsee auf denselben haben doch in einer so knapp bemessenen Auslese des „bleibenden“ unmöglich Platz. Auch sonst läuft das urschweizerische antiquarische Interesse dem volksbildnerischen allzu oft in die Quere, sodaß an diesem eigenwilligen Mosaik zum mindesten der Titel verunglückt wirkt.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß sich — nicht nur bei uns — die Liebhaberei in alten Sachen heute gern mit schöpferischer Arbeit verwechselt. Wie wohlkätig wirkt daneben das echte historische Empfinden und Gestalten, dem es um eine bestimmte Sache, aber um die ganze, zu tun ist. Als Beispiel dafür nenne ich eine schon um vier Jahre „veraltete“ Publikation, den Faksimile-Neudruck von „**Dreißig Volksliedern aus den ersten Pressen der Apiarius**“, den **Hans Bloesch** 1937

als Jubiläumsgabe für die Mitglieder der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft zur 400. Jahresfeier der Einführung der Buchdruckerkunst in Bern herausgegeben hat. Das ist ein Griff in die Substanz, der spontanes Interesse zu wecken vermag. Die Vorlagen wurden der Sammlung von frühen Berner Drucken entnommen, die sich Hans Rudolf Manuel, der Sohn des Niklaus Manuel, anlegte und die auch die Erzeugnisse des Matthias Apiarius und seiner Söhne enthält. Es handelt sich um sehr selten gewordene Stücke, deren getreue Nachbildung aber nicht nur das Herz des Antiquitäten Sammlers erfreut. Denn aus diesen für die Jahrmarktsbuden als Flugblätter gedruckten Volksliedern tönt uns das Leben der alten Eidgenossenschaft unverfälscht entgegen. Geistliches und Weltliches, Bernisches und Eidgenössisches, Politisches und Privates, Bekanntes und Vergessenes steht nebeneinander, und es ist kein Zufall, daß uns die Lieder auf politische Ereignisse mit ihrer urwüchsigen Kraft am stärksten berühren, weil es den Schweizern damals in diesem Stück keiner so leicht nachtat. Die Einleitung zeichnet den biographischen und geschichtlichen Rahmen dazu, und ein sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis aller nachgewiesenen Drucke gibt einen Begriff von der bedeutenden Tätigkeit des aus Straßburg zugewanderten heiteren Meisters Matthias, dessen Name schon deshalb in Ehren bleibt, weil er selber das Lied „Es taget vor dem Walde, Stand uf Rätterlin“ gedichtet hat.

Ein Unbekannter ist dagegen der Verfasser der Handschrift im Besitz des Schweizerischen Idiotikons, die dessen Redaktion unter dem Titel „**Alttschweizerische Sprüche und Schwänke**“ jetzt gleichfalls in einer Auswahl veröffentlicht hat (Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1941). Sie ist von 1651 und 1652 datiert und, wie das wissenschaftlich exakt gearbeitete Nachwort wahrscheinlich macht, einem im Toggenburg wirkenden reformierten Predikanten zu verdanken, der auch ein fröhliches Haus gewesen sein muß. Er hat sich in der klassischen Landschaft des ostschweizerischen Mutterwizes für sein ärmliches Leben und für das Elend des großen Krieges dadurch schadlos gehalten, daß er die Welt durch die Brille des Humoristen oder doch des Sammlers von humoristischen Anekdoten betrachtete. Es ist kein bedeutendes, aber ein in mancher Hinsicht echt schweizerisches Produkt, das er hinterließ. Die Herausgeber haben ihm wohlweislich die üppigsten Schosse gekappt und mit Recht nur das noch unmittelbar Interessierende abgedruckt. Auch so ist es noch eine volle Kelle alttschweizerischen Volkslebens, die dem Leser aufgetischt wird. Sie besteht zur Hauptsache aus lustigen Anekdoten, komischen Begebenheiten, trägen Wortwechseln und gelungenen Aussprüchen aus dem trivialen Alltagsleben, namentlich dem ostschweizerischen, und dieser Sinn für das ungewaschen Ursprüngliche des Volkes macht, daß wir das Bändchen heute mit Vergnügen lesen. Die Sprache ist durchsetzt mit farbigen Wendungen und schönen Sprichwörtern, auch Kinderverse, die wir z. T. heute noch kennen, hat sich der Verfasser notiert, und seine Vorliebe für laute Weiberzungen und für alles, was den Wein betrifft, wirft ein amüsantes Licht auf ihn selbst zurück.

Uli Bräker, der hundert Jahre später als „armer Mann im Toggenburg“ auf demselben Erdenfleck so merkwürdig berühmt wurde, ist durch seinen getreuen Sachwalter **Samuel Voellmy** mit der Veröffentlichung des „**Kleinen Tagebuches aus den Krisen Jahren 1768—1772**“ (Verlag Heinrich Majer, Basel 1941) neu in Erinnerung gerufen worden. Das Vorwort, das den wunderbar-geheuten Rauz liebevoll persönlich anredet, nimmt auch offen auf die Gegenwart Bezug. Mit Bräkers schreibseligen Tagebüchern ist es allerdings so eine Sache. Der Geist seiner Lebensgeschichte und des Shakespeare-Büchleins ist in ihnen nur in Spuren zu finden, sodaß diese Gestalt unserer Literaturgeschichte in einem seltsamen, bezeichnenden Zwielicht von Größe und Kleinheit befangen bleibt. Auch diese Aufzeichnungen bestärken es. Wir staunen über den kleinbäuerlichen Materialismus, mit dem der ewig Geplagte die traurigen Zeitläufte betrachtet. Seine Gedanken kreisen immer wieder um die Nahrung und die Gesundheit. Aber schön ist die kindlich-unerschütterliche Frömmigkeit, die er sich in aller Trübsal bewahrt, schön auch hier der selbstverständliche mundartliche Einschlag der Sprache. Seine Mahnungen an die Mitlebenden haben die Aktualität alles echt Empfundenen bewahrt; hinter ihnen steht eine Haltung, die uns als klassisch schweizerisch anmutet. „Wir müssen zusehen, daß wir von den Stillen im Lande seien, und Gott fleißig bitten, daß er sich doch seiner Herde selbst annehme, daß er gute Reformatores sende und

treue Arbeiter in seinen Weinberg ausschide. Ich will aber mich nicht aufhalten bei jener Gottlosigkeit. Lasset uns dieselbe in uns suchen und durch die Kraft Gottes aus unseren Herzen ausrotten.“ Das Schönste am Tagebuchschreiber Bräter ist aber wohl sein Trieb zur chronikalischen Aufzeichnung der Zeitereignisse und ihrer frommen Bewertung sub specie aeternitatis. Er hat ihn mit Gotthelf, Hebel und einer ganzen großen Tradition gemeinsam, nur daß er bei ihm freilich ein reines Privatanliegen bleibt. „Was es bedütet und was es sei, weiß Gott allein. Ich sehe, daß alle Lebensmittel alle Wochen teurer werden, daß es Gottes dräuende Hand ist. Will keine Besserung erfolgen, so fürchte ich, Gott werde zu strafen anfangen müssen, weil alles so verkehrt ist.“ Das ist nicht heroisch gedacht, sondern demütig, aber vielleicht ist es sogar wahr.

Auf eine neuartige Weise ist **Jeremias Gotthelf** seiner wieder wachsenden Gemeinde nahegebracht worden: durch die Faksimile-Wiedergabe eines seiner Manuskripte. Der Herausgeber, **Julius Maeder**, wundert sich mit Recht darüber, daß dies bisher nie gesehen ist. Gotthelfs sehr schöne Erzählerhandschrift ist leicht lesbar, und ein Faksimile der „Schwarzen Spinne“ oder der „Eli“ würden sich wohl viele seiner Verehrer nicht entgehen lassen. Was mögen sie nun dazu sagen, daß ausgerechnet die dichterisch belanglose Satire „Wahlängsten und Rötten von Herrn Böhneler“, ein von Gotthelf nachträglich veröffentlichtes galliges Kapitel aus dem ungedruckt gebliebenen Romanfragment „Der Herr Esau“, dieser Auszeichnung teilhaftig wurde? Der Herausgeber schweigt sich darüber aus; offenbar hat nur die Auffindung der Handschrift, worüber er uns aber auch nichts wissen läßt, den Anlaß dazu gegeben. So weckt gerade die technisch vorzüglich gelungene Reproduktion (Verlag Hallwag, Bern 1941) das Bedauern darüber, daß nicht eine wirkliche Dichtung Gotthelfs diesem schönen Vorhaben zugrunde gelegt wurde.

Das alles ist nicht hohe Kunst, es ist Gebrauchsliteratur im Dienst der nationalen Besinnung und der Andacht zum Volkstümlichen, die ja heute auch außerhalb unserer Grenzen hoch im Kurse steht. In Deutschland wird namentlich Johann Peter Hebel eifrig betreut; der Verlag S. Fischer in Berlin, der neuerdings sogar eine Gotthelf-Ausgabe ankündigt, hat das „Schacklästlein“ in reizvollem Taschenformat herausgegeben, und Philipp Witkops schöne Hebel-Auswahl („Gedichte, Geschichten, Briefe“ im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.) ist soeben in einer neuen Auflage erschienen. Aus einem besonderen Grunde weise ich an dieser Stelle auch auf den über 500 Seiten starken Band „**Eduard Mörike, Unveröffentlichte Briefe**“, herausgegeben von Friedrich Seebaß hin (Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1941), der einen schon 1939 erschienenen Mörike-Briefband des gleichen Herausgebers ergänzt. Er bildet ein würdiges Seitenstück zu der Gesamtausgabe von J. P. Hebels Briefen, die von mir im Februarheft 1941 dieser Zeitschrift angezeigt wurde. Er kann denjenigen als ein gewisser Trost dienen, die eine Vorstellung davon haben, was auf dem Feld der schweizerischen Literatur an Ausgrabungsarbeit, hoher und niedriger, noch zu tun ist. Seebaß gibt weit über dreihundert ungedruckte Briefe Mörikes zum erstenmal heraus, ohne daß die Masse der noch unbekannten Schreiben Mörikes an seinen Lebensfreund Hartlaub mitabgedruckt wurde. So ist es also um die Erschließung eines deutschen Dichters vom Rang Mörikes bestellt! Sein Bild wird durch die neuen Dokumente nicht maßgeblich verändert, aber eine Fülle schönster, intimster Bekenntnisse wird vorgelegt. Sie eröffnen die versunkene Traum- und Zauberwelt dieses großen Dichters, deren Unendlichkeit äußerlich so seltsam mit dem altväterischen Kleinkram des schwäbischen Biedermeiers verstellt ist und darin wieder an einen Wesenszug unserer schweizerischen Dichtung erinnert. Dieses Buch steht übrigens in einer ganzen Reihe von Ausgaben Mörikescher Briefe, die neuerdings erschienen sind und die auf ihre Art das Tasteten unserer verlorenen Zeit nach dem Unvergänglichen bezeugen.

Wie stark das Volkstümliche gegenwärtig bis in die Sphäre der hohen Literatur hinein wirksam ist, beweist das neueste Buch des Zürchers **Fritz Ernst** „Aus Goethes Freundeskreis, Studien um Peter im Baumgarten“ (Eugen Rentsch Verlag, Erlench-Zürich 1941). Es versucht die Hintergründe um die sonderbare Gestalt Peters im Baumgarten aufzuhellen, eines armen Hirtenbuben aus Meiringen, der im Sommer 1775 von einem exaltierten jungen deutschen Adligen auf seiner Schweizerreise aufgegriffen, in die Erziehungsanstalt zu Marischlins gesteckt und dann Goethe nach Weimar zugehoben wurde, wo er in der höfischen Umgebung

eine schlechte Figur machte und einem recht traurigen Schicksal entgegenging. Eine klassische Anekdote in der Tat, aber freilich auch nicht mehr als eine Anekdote. Die schweizerische Naturwelt spielt in ihr in die große deutsche Geisteswelt hinein, und es erscheinen Züge, die für beide typisch sind. Man versteht die Liebe, mit der Ernst den Fäden dieser empfindsamen Geschichte nachgeht. Das Paradoxe an ihr wiederholt sich im Gegensatz zwischen der Kleinheit des Gegenstandes und der Anbacht, mit der dieser in der europäischen Literatur bewanderte Essayist die gepflegte Kunst seiner Feder an das unscheinbare Thema verschwendet. Dieser Kontrast ist das Bezeichnende an dem reizvollen und fast luxuriös ausgestatteten Büchlein. Vielleicht schüttelt der eine und andere Leser an einigen Stellen leise den Kopf, wenn Peters unglücklicher Lebenslauf ein „ungeheuerliches Drama“ genannt oder diesem als Reiseandenken verschleppten Hirtenkind eine „europäische Legitimation“ im Zeichen der Annäherung des französischen mit dem deutschen Geist zugesprochen wird. Es ist kein Zufall, daß die Symbolik jenes schlichten Vorfalls gerade heute so stark unterstrichen und so liebevoll aus vergessenen Papieren herausgearbeitet wird, ja daß er überhaupt zum Thema eines eigenen Buches werden konnte. Goethe wird darin durch eine winzige Rize in seiner Biographie anvisiert, und allerdings zeigt sich seine menschliche Größe dadurch auf fast erschreckende Art.

Ein neues Buch **Carl J. Burckhardts** vermittelt einen Begriff davon, wie sich im heutigen Augenblick ein ganz auf die überzeitlichen geistigen Werte ausgerichteter Autor ausnimmt. Es ist uns nichts Neues, daß wir es in ihm mit einem historischen Schriftsteller von erlesenem Wissen und Können zu tun haben, und die Sammlung von sieben Reden und Aufsätzen, die er unter dem Titel **„Gestalten und Mächte“** (Verlag Frey & Wasmuth A. G., Zürich 1941) herausgibt, ist für anspruchsvolle Leser wieder eine festliche Lektüre. In den Blättern dieses schön gedruckten Bandes ist man der bösen Zeitluft scheinbar gänzlich entrückt. Sie öffnen die weiten, reichen Horizonte der abendländischen Geistes- und Kulturgeschichte, einer betont aristokratischen geistigen und seelischen Welt, die nur ganz verborgen, mit vollendeter Diskretion, die Auseinandersetzung mit dem so ganz anders garteten Zug der Gegenwart erraten läßt. Das Gemeinsame der Haltung und der Grundgedanke, die diesen Gelegenheitsarbeiten zugrunde liegen, ist eben das Thema des Aristokratischen selber, in einem sehr sublimen und reich abgestuften Sinn. Es wird verkörpert durch Erasmus von Rotterdam und Willibald Pirckheimer, die es in Gestalt des klassischen Humanismus darstellen, es ist in der Rede über das barocke Ideal des Honnête homme und im Bildnis des Genfers Micheli du Crest enthalten und wird in der weit ausgreifenden Studie über Maria Theresia in die österreichische Welt hinübergespielt, deren strahlende Schönheit in den Gestalten Friedrichs von Genz und Grillparzers verklingt. In jedem dieser meisterlich konzipierten Stücke wird die Frage nach dem Wesen des Adels aus dem Geist einmal gestellt oder doch gestreift, und mehrmals — in der dramatischen Gegenüberstellung Pirckheimers und Dürers, Maria Theresias und Friedrichs des Großen, Erasmus' und Luthers — erhebt sich dieses Grundmotiv zu einer hohen Kunst der plastischen Gestaltung und zu einer ergreifenden Tiefe der Fragestellung. Eine gelassene Noblesse, die sich gelegentlich auch salopp oder preziös oder nur blendend geben kann, verbindet sich mit dem Wissen um das Dämonische des großen Menschen und das Schicksalhafte der geschichtlichen Momente. Dieser reife Blick beherrscht die sieben Kapitel und schließt sie zu einem Ganzen. Man stößt auf Formulierungen und Aperçus von hoher Leuchtkraft und auf immer neue Glanzstellen der psychologischen Durchdringung (über Erasmus z. B.: „Denn wenn einer Schönheit und Wahrheit aus zweiter Hand bewahrt, ist er höher zu schätzen, als wenn er sie aus der Quelle vertut“), und das Vorgefühl solcher Überraschungen läßt den Leser erst los, wenn er das letzte Blatt umgewendet hat.

Noch stärker als ein bewußt zeitgemäßes Buch wird doch ein solches Werk dem Leser die Zeit zum Bewußtsein bringen, deren Träger und Opfer wir sind. Wo ist die Welt, von der es handelt, wo die europäische Elite, von der es spricht und an die es sich wendet? Welche Zukunft ist ihnen vom Schicksal zugebacht? Gerade dank der Reinheit und Sicherheit, mit der diese in den Grundlagen angegriffene europäische Kultur von Burckhardt beschrieben, durchschaut und gewürdigt wird, wirkt sein Buch in einem edelsten Sinn schweizerisch, und es ist nicht seine Schuld, daß es uns wie eine unwirkliche Insel erscheint. Es ist — trotz allem — gut,

daß in unserem Land heute auch solche Bücher geschrieben und gedruckt werden. Sie blicken in jene höheren Zusammenhänge hinein, ohne die wir als Volk und Staat nicht mehr zu denken sind, wenn auch immer nur Wenige imstande sein werden, sie zu erfassen.

Walter M u s c h g.

Grünwald.

Grünwald. Das Werk des Meisters Mathis Gotthardt Reithardt. Mit einleitendem Text von Dr. Martin Hürlimann und Textanhang von Dr. Werner R. Deusch. 134 Tafeln, davon 20 farbig. Atlantis Verlag, Zürich 1939.

Mit diesem Buche wurde uns ein Abbildungswerk geschenkt, das sich vor allem durch eine Anzahl ganz überraschend guter farbiger Reproduktionen von Einzelheiten aus den Werken des großen Koloristen auszeichnet und auch durch einige Wiedergaben ganzer Gemälde, die sich mit den besten messen können, die bisher erschienen. Im allgemeinen ist die Farbenwiedergabe von Malereien in ihrem ganzen Umfang bei der Art und Größe, wie sie Grünwald geschaffen hat, ja heute noch sehr schwierig. Auch die einfarbigen Tafeln des Buches bieten viel von den Gemälden und Zeichnungen. Die zahlreichen Ausschnitte sind gut gewählt und bilden eine willkommene Ergänzung der anderen Reproduktionen. Der Herausgeber beschränkt sich allerdings auf die nach seiner Ansicht sicheren und allgemein anerkannten Werke. Von denjenigen, die der Referent außerdem für zweifellos hält, fehlen nur die Tafeln des Altars in Lindenhart und einiges wenige andere, das aber teils nicht sehr wichtig, teils erst an anderer Stelle noch zu besprechen sein wird. Man erhält so ein gutes und wirklich einheitliches Bild des großen Künstlers. Daß das vielumstrittene, jetzt in Chicago befindliche, angebliche frühe Selbstbildnis nicht aufgenommen ist, obwohl H. H. Naumann einst zu einer nationalen Sammlung aufgefordert hat, um das Gemälde zu einem ungeheuren Preise für das deutsche Volk zu erwerben, kann nicht beklagt werden, und daß die übrigen von Naumann dem Meister zugeschriebenen vollends unmöglichen Frühwerke übergegangen sind, ist nur zu begrüßen. Auch die Zeichnungen, die von verschiedenen Seiten, auch von ernst zu nehmenden Kennern, dem Künstler zugewiesen wurden, kann man in diesem für die Allgemeinheit bestimmten Werke gut entbehren.

Der Text folgt im Wesentlichen den Ausführungen des großen Wertes von W. H. Zülch, das kurz vorher (1838) erschienen ist und auf das wir hier ebenfalls aufmerksam machen müssen: **Der historische Grünwald. Mathis Gotthardt-Reithardt. F. Brudmann Verlag, München.** Auch dieses größere Werk ist gut illustriert. Es enthält nicht weniger als 214, wenn auch einfarbige Illustrationen, zum Teil große und ausgezeichnete Wiedergaben. Hier bildet freilich der Text die Hauptsache und das Interessanteste.

Zülch sieht in dem Maler, der unter dem Namen Grünwald geht, eine Persönlichkeit, die in den von ihm durchforschten Archiven unter dem Namen Mathis Reithardt oder Mathis Gotthardt erscheint. Und die Richtigkeit dieser Annahme ist kaum noch anzuzweifeln. Der Name Grünwald, den Sandrart ausdrücklich als den wahren Namen des sonst in seiner Zeit Mathis von Aschaffenburg genannten Meisters bezeichnet, kann schließlich, wie Zülch annimmt, lediglich ein Irrtum sein. Möglich wäre es allerdings auch, daß er ein Übername war, der an dem Künstler hängen geblieben ist. Zülch erwähnt selber (auf Seite 5 seines Werkes) einen Ritter, Philipp von Gemmingen, der den Beinamen „der Grünwald“ führte. Diese zweite Möglichkeit erscheint mir als die wahrscheinlichere.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Maler Mathis also in Wirklichkeit Reithardt hieß und daneben den Namen Gotthardt führte, gibt Zülch eine Schilderung des großen Mannes und der Handwerker, Künstler, Gelehrten und Mäcene, die mit ihm in Berührung gekommen sind, eine Schilderung, die auf einem erstaunlich großen Aktienstudium beruht, zum großen Teil überzeugend wirkt und oft geradezu ergreifend ist. Man erhält da ein lebendiges Bild von dem Cardinal Albrecht von Brandenburg, der, ständig in Geldnot, seine Frauen mit Juwelen überschüttete und seinen Malern das Honorar schuldig blieb, und auch von den seelischen Erschütterungen und physischen Leiden, die in den entscheidenden Jahren

der Reformation, besonders durch den Bauernkrieg, über das deutsche Volk hereingebrochen sind und auch viele der Besten getroffen haben.

Die Arbeit von Zülich ist eine seltene, und wenn man die drückenden äußeren Verhältnisse bedenkt, unter denen sie zustande gekommen ist, einzigartige Leistung und verdient trotz einzelner nicht zu leugnender Entgleisungen die höchste Anerkennung.

Freilich ist es dem Referenten nicht möglich, in allen Einzelheiten mit den sonst vielfach grundlegenden Ausführungen übereinzustimmen. Es sei hier nur das eine erwähnt:

Das Geburtsdatum um 1460, das Zülich als sicher aufstellt und das auch in dem Text des Atlantis Wertes angenommen wurde, ist angesichts der erhaltenen Werke, Gemälde und Zeichnungen, meines Erachtens, ganz unmöglich. Grünwald ist erst um 1480 geboren. Das bedeutet aber in jener Zeit besonders viel. Es will sagen, er ist nicht älter als Dürer und seine Generation (wie Hans Burgkmair und Lukas Cranach), sondern jünger und ein Altersgenosse von Baldung, Altdorfer und Manuel. Er ist auch (wenigstens ungefähr) gleich alt wie Luther und nicht wie Erasmus.

Die ersten bekannten Arbeiten Grünwalds, die, wie man allgemeine mit Recht annimmt, schon aus äußeren Gründen in den ersten Jahren des neuen, 16. Jahrhunderts entstanden sein müssen (Münchner Verspottung, Basler Kreuzigung und Gemälde des 1503 datierten Lindenhardter Altars) sind nämlich Jugendwerke. Sie verraten auch noch eine gewisse Befangenheit im Gegensatz zu den Hauptwerken aus dem zweiten Jahrzehnt und vor allem: sie fußen auf den Errungenschaften der beiden Meister, die um 1500 die bedeutendsten in Süddeutschland waren und als solche auch galten: Hans Holbein d. Ä. und Albrecht Dürer. Das erklärt auch, warum bisher aus der Zeit von 1480 bis 1500 von unserem Künstler kein Werk gefunden worden ist, das mit der um 1503 einsetzenden Reihe zwingende Stilverwandtschaft aufweist. Derjenige Meister Mathis, der in den achtziger Jahren tatsächlich in Aschaffenburg arbeitete, nachher aber verschwindet, ist nicht identisch mit dem großen Maler. Er kann der Vater Grünwalds oder sonst irgend ein Künstler gewesen sein. Der Name Mathis war damals in der Mainzer Gegend sehr häufig.

Weshalb wirkt Grünwald für seine Zeit überhaupt so unwahrscheinlich modern?

Es gibt Probleme der Malerei, die auch ganz entgegengesetzten Naturen gemeinsam sind, und die Art, wie ein Maler diese ansatz, ist für die Frage, in welchem Jahrzehnt er sich zum Künstler ausgebildet haben muß, erfahrungsgemäß entscheidend.

Nun läßt sich heute Schritt für Schritt verfolgen, wie Dürer in der Darstellung der menschlichen Form, auch der Gewandung, der Landschaft, über Schongauer, Mantegna und das ganze 15. Jahrhundert hinausgegangen ist. Verwandtes kann man — wenngleich heute nur in beschränkterem Maße — bei dem etwas älteren alten Holbein beobachten. Grünwald aber geht dann wieder einen Schritt in der Darstellung der Form über Dürer hinaus, in anderer Hinsicht auch über Holbein d. Ä. Die Natur macht bekanntlich keine Sprünge, auch die Kunstentwicklung macht sie nicht. Einen solchen auch bei einem Genie unerhörten Sprung müßte man aber bei Grünwald annehmen, wenn er die entscheidenden Werke Dürers aus der Zeit um 1500 in seiner Jugend nicht schon vorgefunden hätte. Andererseits wäre Dürer nur als Nachzügler einzuschätzen, wenn er in den neunziger Jahren Grünwalds Kunst schon hätte kennen lernen können.

Ferner ist auch der Fortschritt zwischen Grünwalds Frühwerken und dem ungefähr ein Jahrzehnt späteren Jsenheimer Altar ein derartiger, wie er zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfundfünfzigsten Altersjahr auch damals nicht denkbar war. Es gibt für eine solche Entwicklung in so spätem Lebensalter keine Analogien. Wenn Grünwald um 1460 geboren wäre, müßte er den Jsenheimer Altar endlich zwischen seinem fünfzigsten und fünfundfünfzigsten Jahre geschaffen haben. Es vereinigen sich aber in diesem Werke sprühende Phantasie, Ideenreichtum und Wagemut der Jugend mit ausreifender Meisterschaft der besten Mannesjahre. Man war damals früher reif und alterte meist früher als heute. Grünwald ist freilich ein Wunder, aber auch solche Wunder geschehen innerhalb gewisser Gesetzmäßig-

keiten. Die wichtigsten Urkunden über einen Maler bleiben doch immer seine Malereien.

Übrigens wird von Zülch (wie von vielen Fachgenossen, wenn auch nicht von den Verfassern des Atlantis-Buches) dem sogenannten Selbstbildnis in Erlangen, einer mit der Feder überarbeiteten vermischten Kohle- oder Kreidezeichnung eine Bedeutung beigemessen, die mir unverständlich ist. Das Blatt ist keine zuverlässige Urkunde.

Das alles schließt natürlich nicht aus, daß jeder, der sich für Grünewald interessiert, dem Verfasser des großen Werkes zum wärmsten Dank verpflichtet ist und ebenso auch für die schöne Ausgabe der Hauptwerke des großen Meisters dem Atlantisverlag.

H. A. Schmid.

Basler Jahrbuch.

Das Basler Jahrbuch 1942 bringt wie üblich am Anjange eine Biographie, und zwar in zeitgemäßer Weise diejenige von Paracelsus, aus der Feder von Dr. Hans Rarcher, Dozent für Geschichte der Medizin an der Basler Universität. Durch ihre Beschränkung auf das medizinische Gebiet und ihre Vergleiche mit Vesal, der kurz nach dem Tode von Paracelsus nach Basel kam, wird sie wohl der Bedeutung des letztern besser gerecht als die meisten Festreden des abgelaufenen Jahres: „Für Basel ist die Erinnerung an beide untrennbar verbunden. Was Vesal auf dem Wege der Anatomie vollbracht hat, das hat Paracelsus auf dem Wege der Chemie angebahnt“. Darum gehören beide zu den großen Wegbahnern für die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Medizin. Die übrigen Beiträge bestehen in der Hauptsache aus kulturhistorischen Notizen aus Spezialgebieten. Paul Kölner berichtet über die Gerichtspraxis der Vorstadtgesellschaft zum Hohen Dolber, mehr oder weniger unbedeutende Streitfälle, teils zivil-, teils polizeirechtlicher Natur, die immerhin beweisen, daß schon die Menschen früherer Jahrhunderte Kleinigkeiten ebenso wichtig nahmen wie diejenigen von heute. Hermann und Ernst Jenny erzählen von der Geschichte, namentlich den Bewohnern des Hauses Ochsenstraße 3 im mindern Basel. Gustav Steiner untersucht und beantwortet anhand einer Deputation der Basler Universität an den fürstbischöflichen Kanzler die Frage, wie es gekommen ist, daß auch nach der Durchführung der Reformation in Basel der Bischof von Basel formell Kanzler der Universität geblieben ist, wobei sich sein Kanzleramt allerdings schließlich auf die periodische Bestätigung der Privilegien der Universität gegen Erhebung einer bestimmten Gebühr beschränkte. Die Antwort lautet, daß beide Teile den Grundsatz *quieta non movere* einer Auseinandersetzung vorzogen, speziell der Rat von Basel, dem daran gelegen war, die im Jahrhundert der Reformation und der Gegenreformation ohnehin reichlichen Reibungsflächen mit dem Fürstbischof von Basel nicht unnötig zu vermehren. Hübsch ist ein Beitrag von Oberbibliothekar Karl Schwarber aus einer der Basler Universitätsbibliothek im Jahre 1938 gemachten Schenkung, nämlich 7 Briefe von Christian Andersen aus den Jahren 1862 und 63 an den Kunstmaler Gustav Adolf Amberger, Briefe, welche ein heller Schlaglicht auf die sympathische Persönlichkeit des großen Märchendichters werfen. Ernst Baumann hat einen namentlich für die Volkskunde interessanten Aufsatz über die „Wallfahrt von Mariastein“ beigezeichnet. Von geschichtlichem Werte ist die Tatsache, daß das in nächster Nähe von Basel befindliche Mariastein, das heute neben Einsiedeln den am meisten besuchten Wallfahrtsort der Schweiz darstellt, bis zur französischen Revolution bei einem freilich viel beschränkteren Einzugsgebiet geradezu der Wallfahrtsort des Sundgauervolkes war. An diese, alle auf die Vergangenheit hinweisenden Aufsätze, schließt sich in üblicher Weise ein Überblick über das künstlerische Leben Basels im verflossenen Jahre an, sowie eine Chronik über die hauptsächlichsten und auch viele nebensächlichen Ereignisse im gleichen Zeitraum, endlich einige zeitgeschichtliche Erinnerungsworte.

Alfred Wieland.

Neue Musikkultur.

Peter Tschaikowsky von Dr. Nikolai van der Pals. 50 Notenbeispiele, 18 Abbildungen. Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1940.

In der von Dr. habil. Herbert Gerigk mit bekannten deutschen Fachleuten herausgegebenen Sammlung „Unsterbliche Tonkunst, Lebens- und Schaffensbilder großer Musiker“ nimmt diese einführende und verständnisvolle Tschaikowsky-Monographie einen willkommenen Platz ein. Das Bild des russischen Meisters erhielt im Laufe der Zeit die verschiedensten Beleuchtungen. Seine Sinfonien und Konzerte wurden und waren lange Glanzpunkte europäischer Konzertprogramme; ihr Pathos, ihr virtuosos Glitzern, ihre slavische Leidenschaftlichkeit übten eine berückende Wirkung aus. Doch änderte sich vom Standpunkt des Liszt-, Brahms-, Bruckner-, César Franck- und Debussy-stiles aus Tschaikowskys Beurteilung. Den Einen zu elegant und äußerlich, den Andern zu brutal und unbeherrscht in Inhalt, Form und Klang, den Deutschen zu französisch und „tartarisch“ zugleich, den Franzosen zu romantisch-deutsch und animalisch-slavisch, manchen Russen zu „westlerisch“ — so schwankte lange sein Charakterbild. Nitsch vertrat siegreich die These vom tiefmenschlichen und emotiven Gehalt der Sinfonik, Strawinsky tritt überzeugt für das echte Russen- und Slaventum Tschaikowskys ein, die menschlich-psychologische Seite des Falles Tschaikowsky, sein Schaffensimpus, das spannungsreiche, melodische, harmonische und rhythmische Kräftepiel seines weitverzweigten künstlerischen Lebenswerkes (Opern, Orchester-, Klavier- und Kammermusik, Lieder, Ballette, Konzerte, Kantaten) werden im Rahmen einer umfangreichen Tschaikowsky-Literatur nach allen Seiten hin erörtert. An der Bedeutung der geschichtlichen Stellung des russischen Meisters in der Musik des 19. Jahrhunderts, an den genialen Seiten seiner Schöpferkraft wird nicht mehr gerüttelt. Für den Menschen, den Künstler, das verzweigte und in vielen Nebengebieten recht wenig bekannte Werk wirkt in kenntnisreicher, sachlich ruhiger und doch warm überzeugter Darstellung das Buch von der Pals, der den Vorteil hatte, auch die unübersetzte russische einschlägige Literatur verwerten zu können. Die knappen, doch wegweisenden Wertbesprechungen sind ebenso willkommen, wie die mannigfachen Hinweise auf die psychischen Tiefenströme, die das Verhältnis des Meisters zur Umwelt und die inneren Motive der Werke so spürbar beeinflussen. Liebe und Schicksal — diese zwei Mächte beherrschen auch diesen äußerlich so scheuen, ja kühlen Menschen. Die heroische Beethoven'sche Lösung lag ihm nicht. Dämonische Seelenqualen sind oft das Stichwort für den Ausdrucksgehalt seiner wichtigsten oder kennzeichnendsten Werke. Das vorliegende Buch darf als ein ausgezeichnetes, straffes Kompendium über den „Fall Tschaikowsky“, als ein klug und wahr gesehenes Gegenwartsbild des slavischen Großmeisters bezeichnet und empfohlen werden.

Der junge Beethoven von Ludwig Schiedermair. 103 Notenbeispiele, 11 Bildtafeln, Facsimilebeilagen und genealogische Tafeln. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1940.

Vor 15 Jahren gab der bekannte Bonner Ordinarius für Musikwissenschaft und Betreuer der Bonner wissenschaftlichen Beethovenforschung, Schiedermair, sein Werk über den jungen Beethoven heraus. Nun konnte es in einer zweiten, überarbeiteten Auflage erscheinen. Es war zweifellos nicht nur verdienstlich und für den Fachmann aufschlußreich, sondern auch zur Abrundung des Gesamtbildes und für das Verständnis wesentlicher geistiger, stilistischer, genealogischer und biographischer Grundzüge der Gesamtgestalt Beethovens unerlässlich, daß einmal die rheinische Jugendzeit des Meisters, den man eben im Großen und Ganzen nur als „Wiener“ Meister kennt, gründlich durchforscht und der Musikwelt dargeboten wurde. Die Atmosphäre der kurkölnischen Residenz Bonn, ihre Hof- und Gesellschaftsmusik, der unmittelbare Einfluß des deutschen revolutionären, kritischen Idealismus (Schiller, Kant) sind in diesem Sinne ebenso wichtig und fesselnd wie das genauere Bild des trefflichen Lehrers Neefe, die doch bedeutsame Gruppe der Jugendwerke (Lieder, Arien, Klavier- und Kammermusik, Konzerte, Sinfoniefragmente, Kantaten) und das Herauswachsen der individuellen pianistischen Virtuosität. Vor allem wird auch ein gerechtes und dadurch vielfach entlastendes Bild vom Elternhaus (das nicht nur einen Alkoholikerjumpf darstellte!), eine eindringliche Darstellung

vom innerlichen Werden des jungen Beethoven, von Freundschaft und Liebe in seiner Jugendzeit geboten. Schiedermaier's Buch gibt eine fesselnde und gut lesbare Dokumentation über diese meist etwas übersehenen 22 ersten Lebensjahre Beethovens vor der Übersiedlung nach Wien. Die neue Auflage verwertet die neuere, zum Teil vom Autor selbst herstammende Spezialliteratur, erweitert, den heutigen reichs-deutschen Bestrebungen entsprechend, die Ausweitung der genealogischen Belange, unterläßt dafür den Abdruck der in der 1. Auflage veröffentlichten Jugendwerke, was mancher Beethovenfreund bedauern mag. Durch die reiche Berücksichtigung kulturgeschichtlicher und geistesgeschichtlicher Beziehungen ist Schiedermaier's Werk auch einem weiteren Kreise als wertvoller Beitrag zum westdeutschen Geistesleben im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts warm zu empfehlen.

Geschichte der katholischen Kirchenmusik von Karl Gustav Fellerer. Zahlreiche Autorenbeispiele. Musikverlag E. Schwann, Düsseldorf 1939.

An dieser Stelle wurde vor einiger Zeit ein Puccini-Buch des damaligen Fribourger Professors für Musikwissenschaft angezeigt. Fellerer hat unterdessen ein Ordinariat in Köln a. Rh. angetreten. Als eine seiner letzten Schweizer Veröffentlichungen erschien vorliegendes Werk als Heft 21 der Veröffentlichungen der Fribourger Gregorianischen Akademie und des dortigen musikwissenschaftlichen Institutes, einer Publikationsreihe, die von Fellerers Vorgänger, dem hochbedeutenden Erforscher der gregorianischen Musik, Peter Wagner, begründet wurde. Wagner hatte neben seinen strengen Fachforschungen auch in verdienstlicher Weise 1919 eine allgemeinverständliche Einführung in die katholische Kirchenmusik gegeben. Nach mehrfachen Einzelarbeiten (u. a. der „Grundzüge der Geschichte der katholischen Kirchenmusik“, 1929) ging Fellerer im vorliegenden Werke an eine Gesamtdarstellung des Themas, womit eine in ihrer Art sehr erwünschte Ergänzung von Wagners Einführung, von Weinmanns etwas summarischer Geschichte der Kirchenmusik und von Ursprungs reich befrachtetem Werk über die katholische Kirchenmusik (1931) entstand. Das Werk ist Joseph Bovet gewidmet, der neben seiner reichen volkstündlichen Arbeit bekanntlich auch die katholische Kirchenmusik durch manche Schöpfungen (Mysterienspiele) bereicherte und zum 60. Geburtstag den Fribourger philosophischen Ehrendoktor erhielt. Fellerer sucht die Hauptlinien der Entwicklung der katholischen Kirchenmusik herauszuheben unter Verzicht auf die Besprechung einzelner bedeutender Komponisten. Die enge Verflechtung der Kirchenmusik mit Geist und Form der kultischen Liturgie ist in ihrem zeitbedingten Verlauf plastisch herausgearbeitet. Vom Werden des liturgischen einstimmigen Kirchengesanges an über die dreifache Problemstellung der Homophonie, Polyphonie und Polychorie innerhalb der Mehrstimmigkeit bis zum symphonischen und romantischen Ausdrucksstreben des 18. und 19. Jahrhunderts und den seitherigen Reformbestrebungen von kirchlicher und künstlerischer Seite zieht das ungemein reiche Wandlungsbild dieses so grundlegenden Zweiges der Musik in allgemeinverständlicher und doch fachmännisch gutfundierter Weise am Leser vorbei. Einleuchtend ist das Nebeneinander der verschiedenen Stilrichtungen und die Herausarbeitung der wichtigsten Grundströmungen auf die drei Stichwörter: Musik des Gottesdienstes, Musik im Gottesdienst, Musik zum Gottesdienst verteilt. Zahlreiche Musikbeispiele im Text machen das Gesagte lebendig und für den Fachmann unmittelbar nachprüfbar. Die etwas greifbarere und plastischere Herausarbeitung der Technik der Parodiekomposition (nebst einem Musikbeispiel) wäre für eine Neuauflage wünschenswert. Dem gebiegenen Werke darf man weite Verbreitung wünschen.

A.-E. Cherbulez.

Aphorismen und andere kleine Schriften.

Uralt ist das Bestreben der Dichter, im Brennspiegel eines kurzen Spruches oder Liebes menschliche und kosmische Beziehungen festzuhalten. Seit den Tagen der Romantiker bereicherte altindische Poesie die europäische Spruchweisheit. Auf den „Indischen Sprüchen“ von Otto Böttlingk (2. Aufl. 1870/73) fußt die „Hundertgabe“, *Satadana*, von August Jakob Adermann (Verlag Rascher, Zürich 1941), welche der philologisch genauen Facharbeit eine auf Sinn und Stimmungsgehalt abstellende freie metrische Übertragung an die Seite stellt und damit dem

Vaien einen Begriff vom dichterischen Wert dieser Sanskritliteratur vermitteln will. Darüber hinaus aber verbreitet sich der Verfasser im Anhang über die altindische Sprache und Verslehre. Er bietet die hundert Sprüche im Sanskrit mit einer Anleitung zur Aussprache und anschließend eine zweite wörtliche Prosaübersetzung samt Erläuterungen und Literaturnachweisen. Es zeigt sich eine überaus große Möglichkeit des Altindischen in der Bildung von Zusammensetzungen. Der altindische Zweizeiler (Spruch 1) wird zum vierzeiligen deutschen Gedicht. Er braucht in der Prosaübertragung mehr als das Siebenfache an Wörtern des Originals. Achermann hat den Eingangsspruch mit „Das ewige Licht“ überschrrieben. In seiner Kürze ist die indische Vedantaphilosophie enthalten, welche die Welt von einem letzten, bewußten geistigen Prinzip ableitet. Mäßigkeit, Arbeit und wohlthätiger Sinn wehren dem Unglück (Spruch 33). Not tut die Bändigung von Herz, Geist und Sinnen (Spruch 48). Gegen das Schicksal aber sind selbst die Götter machtlos (Spruch 53). Zuweilen erschimmert ein Naturbild, so in Stück 69, das Achermann durch zarte kleine Zusätze veranschaulicht:

Jetzt steigt die Herbstfrau zur Erde hernieder;
 Mondklar das Antlitz, weiß das Gewand.
 Lotus umrankt die beglückenden Glieder.
 Blau ist ihr Auge, der Lilie verwandt.
 Zierlich gebildet aus Schwanengefieder
 Bittert der Fächer in blendender Hand.

Die geschmackvolle kleine Sammlung wird ihren Zweck, weitere Kreise für altindische Poesie zu begeistern, nicht verfehlen.

In eine ganz andere Welt führen uns **Martials Sinngedichte**, Urtext und Übertragung, ausgewählt und zum Teil neu verdeutschte von Horst Rüdiger. (Verlag Ernst Heimeran, München 1940.) Die gereinigte Ausgabe vermeidet Obszönitäten. Die realistische Denkweise des Lateinspaniers ist der idealistischen indischen Geistesverfassung weit entgegengesetzt. Martial, angewiesen auf das Mäzenatentum, braucht in seinen Epigrammen Lob und Tadel als Zugriff auf den Beutel der Zeitgenossen, unter denen Titus und Domitian als seine Gönner hervorrangen. Seine boshaften Kurzgedichte leuchten grell ins Alltagsleben der Römer im 1. Jahrhundert n. Chr., sodaß er zur wichtigsten Quelle für unsere Kenntnis der damaligen Sitten und Bräuche wird. Martials Einfluß auf die deutsche Literatur ist unbestritten, besonders seit Lessing in seinen „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatiker“ die äußere Form seines Sinngedichtes als die reinste der Gattung pries. Dem mitgeteilten Urtext nach der Ausgabe der Bibl. script. Graec. et Roman. Teubneriana, 1925, auf der linken Seite, steht rechts die Verdeutschung gegenüber, bei welcher der Herausgeber eine ganze Reihe älterer Sammlungen kritisch benutzt, in Stil und Rechtschreibung aber dem heutigen Gebrauche folgt. Ein Literaturverzeichnis und wertvolle kulturhistorische Anmerkungen vervollständigen den handlichen, mit einer hübschen Umschlagzeichnung „Hahnenkampf“ nach einer pompeianischen Mosaik geschmückten Band.

Wir überspringen sechs Jahrhunderte und sehen uns nach Nordengland verjagt mit **Erica von Schultheß, Caedmon (Vita Nova Verlag, Luzern 1940)**. Der Kirchenhistoriker Beda, genannt Venerabilis († 735), erzählt als Landsmann seines Helden, zwei Generationen nach ihm, vom ältesten christlichen Dichter der Angelsachsen, der als ungelehrter Hirte durch ein Traumerlebnis den Stoff zu seiner ersten Hymne von der Schöpfung der Welt empfing. Die Äbtissin Hilda ließ die Dichtung, der weitere folgten, aufzeichnen. Zur Zeit Bedas müssen u. a. noch Lieder Caedmons über den Auszug aus Ägypten, die Menschwerdung, Passion und Himmelfahrt Christi vorhanden gewesen sein. Der Verfasserin ist geglückt, die Gestalt des einfachen Sehers in seiner frommen Bedürfnislosigkeit eindrucksvoll vor uns hinzustellen. Sie läßt uns die Frihe und Unmittelbarkeit seiner Heilserfahrung miterleben; wir nehmen in einer schönen, zuchtvollen Sprache an den dichterischen Eingebungen des northumberländischen Sängers teil.

In der Wochenzeitschrift „Das Aufgebot“ (Buochs, Nidwalden) erschienen im Laufe des Jahres 1940 Aphorismen unter dem Namen eines Pieter Gruiter aus dem 17. Jahrhundert. Inzwischen hat in einer Buchausgabe: **Zeitlose Wahrheiten**. Zweihundert und einige Aphorismen, 1941, ihr Verfasser **Jacob Lorenz** die Maße

gelüftet. Er hat sich in der Tat seines Geistesgutes nicht zu schämen. Seine Gedankenplitter sind sauber geglättet und zugespitzt. Sie tragen den Stempel einer gereiften Persönlichkeit, die sich gelassen vom Jahrmarkt des Lebens umbrausen läßt. Einige Beispiele:

Mit dem verkehre am meisten, mit dem Du am wenigsten zu reden brauchst.

Die Kraft der Jugend besteht zur Hälfte in der Unterschätzung der Widerstände.

Wer nicht darnach strebt, sich überflüssig zu machen, wird es bald sein.

Als geistige Notration im Tornier des Soldaten ist **Johann Heinrich Pestalozzi. Fabeln** (Verlag Hans Feuz, Bern 1940) gedacht. Pestalozzi nennt sie „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens“. Auch meint er, wenn der Leser nichts dazu denke, werde er ihre Einfalt unerträglich finden. Zumeist baut er die Fabel in Form eines Dialoges auf und bezieht sie in einem nachdenklichen Epilog auf menschlichen Verhältnisse. Zuweilen ist die Nutzenanwendung schon in der Fabel selbst enthalten, die sich zu einer kleinen dramatischen Szene erweitert. So entsteht nicht nur ein allgemein menschliches Sittengemälde, sondern auch ein kulturhistorisch interessantes aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Pestalozzi hüllt seine „Figuren“, wie er ausdrücklich hervorhebt, in Schweizerform, wenn nicht in Zürchertracht. Der Text folgt der wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke Pestalozzis von Buchenau, Spranger und Stettbacher. Es ist ihm ein allegorischer Holzschnitt von Fritz Buchser vorangestellt.

Noch mehr als dieses Buch trägt **Heinrich Pestalozzi. Das kleine Fabelbuch** (Zwingli-Bücherei, No. 17, Zwingli-Verlag, Zürich 1941) den Charakter einer Liebhäuserausgabe. Der Herausgeber Adolf Haller greift ein schwaches Viertel der Fabeln heraus, unter Weglassung der Betrachtungen. Jede Fabel, wie auch die Einbanddecke ist mit witzigen Zeichnungen des Appenzellers Jakob Meß versehen. Aus dem beigegebenen schönen Eingangsgespräch, das Haller dem „Schweizer Blatt“, 1782, entnommen hat, strömt Pestalozzi-Güte: „Es ist eine Lust, trotz allem, was man sieht und hört, immer das Beste glauben vom Menschen und, ob man sich täglich irret, doch täglich wieder ans Menschenherz glauben und Weisen und Toren, die einen beiderseits irreführen, verzeihen“.

Freude an einer geschmackvollen, originellen Ausstattung erweckt auch **Schweizerisches Trostbüchlein**, herausgegeben von **Adolf Guggenbühl. (Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1941.)** Von drei schmalen Pergamentbändchen im Rücken zusammengehalten, auf grauen Blättern in innen leerer, unaufgeschnittener Doppellage, gliedert es sich in die Abschnitte: Trost im Unglück — Treue im Alltag — Himmlische und irdische Liebe — Vom Segen der Familie — Der Welt Lauf — Gott der Tröster. Der Kopf jeder Abteilung, Titelblatt und Umschlag trägt in Anlehnung an Frühdrucke eine beziehungsvolle Vignette von Walter Guggenbühl. Die Kernsprüche sind Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller entnommen; aber auch Zwingli, Lavater, der Toggenburger Johann Grob (17. Jahrhundert) u. a. erheben ihre mahnende, ermutigende Stimme.

Radiovorträgen verdankt das Büchlein **Max Pulvers: Menschen kennen und Menschen verstehen** seinen Ursprung. (Drell Füßli Verlag, Zürich 1940.) Um die Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes zu wahren, hat der Verfasser nichts am Text geändert und verzichtet fast ausnahmslos auf Anmerkungen und gelehrte Auseinandersetzungen. Selbstkenntnis und Menschenkenntnis ist notwendig für das soziale Zusammenleben; die eine ist ohne die andere nicht denkbar. Man geht zumeist von der Selbstbeobachtung aus; aber der Zwang, der in aller Beobachtung steckt, verhindert das eigentliche Verständnis. Auf ein „Du“ angewendet, lernt man, wie der Beobachtete gewohnheitsmäßig reagiert; man bleibt an der Oberfläche, bestenfalls kommt es zu einer Verständigung. Nicht wenige sind darauf angewiesen, sich selbst zu täuschen, weil sie es nicht wagen, sich mit sich selbst zu verständigen. Jbsen nennt dies die Lebenslüge des Schwächlings. Verständnis, auch Selbstverständnis und nicht bloße Verständigung schenkt Reife. Man muß intuitiv den Grund Sinn eines inneren Seins erfassen. Es geht nicht an, den Sinn des eigenen Lebens in ein anderes hineinzulegen, wie es die „Einfühlungstheorie“ will. Die Einfühlungstäuschung ist der Fehler, den Eltern Kindern gegenüber

sehr leicht machen. Verständnis beleuchtet blickartig Geschehnisse und Vergangenes; der Kern eines Menschen erschließt sich nur der Liebe.

Helene Meyer.

Vom Bodensee.

Das Bodenseebuch 1941. 28. Jahrgang, 2. Aufl. Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm-Donau 1941.

Nur wenige gemeinsame Verbindungen und Unternehmungen halten den früher so regen wirtschaftlichen und geistigen Austausch zwischen den politisch getrennten, aber nach Abstammung durchaus nicht verschiedenen Gauen und Völkerschaften rund um den Bodensee, über die Landesgrenzen hinweg aufrecht. Der Verkehrsverein Untersee-Rhein und Umgebung, der Verein für Bodenseegeschichte und hier dieses Jahrbuch vereinigen aber nach wie vor ihre Mitarbeiter aus allen Kreisen der Uferstaaten zu beiden Seiten. Als alter Konstanzer kann sich dessen Herausgeber Dr. Karl Höhn seine linksrheinische Vaterstadt nicht vorstellen ohne die Thurgauer Nachbarn als willkommenen Gäste, und diese entbehren nur schwer den häufigeren Besuch des naturgewollten Treffpunktes für hüben und drüben. Desto dankbarer begrüßen wir mit ihnen das Zusammenwirken und -kommen auf dem Wege der Literatur und bildenden Kunst. Von ihm zeugt als Tatsache der ganz ausnahmsweise rasch in zweiter Auflage erschienene neueste Jahrgang des wohl ausgestatteten Bodenseebuches. Nicht aus „engerem“ Heimatgefühl oder Einbildung auf überragende Leistung an Geist und Geschmack nehmen wir die Beiträge der Schweizer voraus. Aber es freut uns innig, daß ihnen der Verlag auch diesmal wieder offenbar gerne zu reichlichem Raum und starker Geltung im Rahmen der 120 Druckseiten des Text- und Bilderteiles verhalf. Es sind unter den Poeten vor allem Alfred Hugenberg vertreten mit Gedicht und Geschichte in seiner gebiegen echten Bodenständigkeit und gehaltvollen Eigenart, der guteingebürgerte Lehrer Dino Larese mit einem kleinen herzigen Charakterbild aus dem Leben eines Lebensmüden, Olga Diener in Altnau mit Rosenliedern, zu denen sie sicher die Anregung in der Nähe des berühmten Rosenpfarrers empfing. Julie Weidmann in St. Gallen durch ein Gedicht „Ehe“ und ein Lob des Dichters Hans Reinhart. Die Künstler spenden „unserseits“ wertvolle Zeugnisse ihres Schaffens durch Wilhelm Hummel †, Ernst E. Schlatter-Uttwil, Friedel Grieder-Kreuzlingen. J. Hugentobler, der wie kaum sonst jemand mit dem Leben und Streben der schönen und hochbegabten Königin Hortense vertraute Schloßverwalter von Arenenberg schildert sie als Künstlerin, mit Beigaben aus der Mappe der unvergessenen Herrin jenes herrlichen Hochsitzes am Untersee. Mit geschichtlicher Erklärung begleitet Dr. Reinh. Frauenfelder-Schaffhausen die Wiedergabe der Holzmedaillons im Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein, W. Gantenbein in Steinach die Federzeichnungen vom Schloß Horn aus der Hand seines heutigen Einwohners Theo Glinz. Nicht zu den Landsleuten, doch zu den angenehmsten Gästen der Schweiz zählen wir den verstorbenen Prof. Dr. Ed. Heyd in Ermatingen, der die edle Malerin Angelika Kaufmann in ihrem Lebens- und Werdegang zeichnet und 2 Proben ihres Könnens darbietet. Ebenso gibt Prof. Dr. Blanke, der Kirchenhistoriker in Zürich, einen kurzen Abschnitt aus dem letzten Lebensabschnitt des einst am Bodensee wirkenden Glaubensboten Columban. Um zu den Dichtern zurückzukehren, erwähnen wir als einen, der sich bei uns wohl zuhause fühlt, Emanuel von Bodmann in Gottlieben, dem wir ein Weihnachtslied und eine neckisch-humoristische Erzählung danken: Die Rose der Witwe. — Unter den Nachrufern trifft gerade die Hälfte auf 4 Schweizer: Andreas Heusler, Otto v. Greherz, Wilh. Hummel, Ständerat Rud. Huber. — Nicht daß nun „der Rest ist Schweigen“ hier von allen Nichtschweizer-Beiträgen gälte. Ganz im Gegenteil! Außerordentlich wertvolle Beiträge aus der Geschichte der Bodenseegegend wären es wert, hervorgehoben zu werden. Allein der Raum erlaubt dies leider nicht.

A. R e i n w o l f.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Abler, Mortimer J.:** Wie man ein Buch liest. Mit einem Verzeichnis der 100 Großen Bücher des Abendlandes. Amstutz & Herdeg, Zürich 1941. 393 S.
- Aleret, Erwin:** Das schweizerische Regierungssystem. Eine politisch-staatsrechtliche Beschreibung. Buchdruckerei Paul Aleret, Andelfingen 1941. 147 Seiten.
- Baden, Hans Jürgen:** Das Tragische. Die Erkenntnisse der griechischen Tragödie. Walter de Gruyter, Berlin 1941. 235 Seiten, M. 6.—.
- Balmer, Emil:** Uttewil. Vom Hof u vo syne Lüt. Es Buech über d'Familie Schnyder. Buchdruckerei Bächler, Bern 1941. 303 Seiten und zahlreiche Bildtafeln.
- Benz, Richard und v. Schneider, Arthur:** Die Kunst der deutschen Romantik. R. Piper, München 1939. 227 Seiten, 128 Bildtafeln, 4 farbige Bildbeigaben und 24 Abbildungen im Text.
- Bovet, Th.:** Schweizer heute! Kleiner eidgenössischer Katechismus. Gotthard-Bund. Verlag P. Haupt, Bern 1942. 31 Seiten, 70 Rp.
- Bremi, Willy:** Johann Caspar Lavater. Schauspiel in 3 Aufzügen. Tschudi & Co., Glarus 1941. 60 Seiten.
- Brenner, Paul Ad.:** Das trostreiche Antlitz. Gedichte. Dprecht & Helbling, Zürich 1941. 78 Seiten.
- Brühlmann, Otto:** Eine bedeutende Gegenüberstellung der physikalischen Lehren vom Schall und vom Licht. Privatdruck. Kreuzlingen 1941. 41 Seiten.
- Brühlmann, Otto:** Physik am Tor der Metaphysik. Ernst Reinhardt, München 1935. 137 Seiten.
- Brunner, Emil:** Offenbarung und Vernunft. Die Lehre von der christlichen Glaubenserkenntnis. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 429 Seiten, Fr. 17.50.
- Dommann, Hans und Vogt, Eugen:** Volk und Werk der Eidgenossen. Rex-Verlag, Luzern 1941. 328 Seiten, 8 Kunstdrucktafeln, Fr. 7.20.
- Durrer, Werner:** Augenzeugen berichten über Bruder Klaus. Rex-Verlag, Luzern 1941. 128 Seiten, Fr. 2.40.
- Eis, Gerhard:** Kleine Geschichten alter Weisheit. Aus dem Altdeutschen übertragen. C. F. Beck, München 1942. 152 Seiten, M. 2.50.
- Ewige Heimat.** Eine Buchgabe der bäuerlichen Schweiz. Herausgegeben von Emil Schwarz. Verlag Ewige Heimat, Zürich 1941. 332 Seiten mit 140 Tiefdrucktafeln, 12 Mehrfarbendrucktafeln und 30 Bignetten, Fr. 26.—.
- Fleiner, Fritz:** Ausgewählte Schriften und Reden. Gesammelt und gesichtet aus dem Nachlaß des verstorbenen zürcherischen Universitätsprofessors von seiner Gattin Fanny Fleiner. Polygraphischer Verlag, Zürich 1941. 454 Seiten, Fr. 16.50.
- Fueter, Eduard:** Geschichte der exakten Wissenschaften in der schweizerischen Aufklärung (1680—1780). H. R. Sauerländer, Aarau 1941. 336 Seiten, Fr. 12.—.
- Gedanken von Matthias Claudius.** Zusammengestellt von Richard Tüngel. Atlantis-Verlag, Berlin 1941. 70 Seiten.
- Gedanken von Friedrich dem Großen.** Ausgewählt von Harald von Koenigswald. Atlantis-Verlag, Berlin 1941. 96 Seiten.
- Gedanken von Gotthelf.** Ausgewählt von Emil Staiger. Atlantis-Verlag, Zürich 1941. 99 Seiten.
- Gedanken von Grillparzer.** Ausgewählt von Dr. E. Kurt Fischer. Atlantis-Verlag, Berlin 1941. 91 Seiten.
- Gedanken von Moltke.** Ausgewählt und mit einem Geleitwort von General der Artillerie von Cöchenhausen. Atlantis-Verlag, Berlin 1941. 63 Seiten.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstraße 64. Druck: A. G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stöckerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.